

nalistischen Darstellungsformen medienpezifisch für Print, Hörfunk, Fernsehen und Web geübt werden. Die technische Ausstattung der MFM mit zahlreichen Audio- und Videoschnittplätzen, einem voll ausgestatteten TV-Studio mit Live-Regieraum, mobilen Kameraeinheiten und einem Selbstfahrer-Radiostudio erlaubt das Üben und Spielen mit crossmedialen Angeboten auch über die Seminare in Cross-Media hinaus. Da Networking in der Medienbranche eine Überlebensfrage ist, wird großer Wert auf ein vorausschauendes Kontaktmanagement mit Dozenten, Professoren, Gastreferenten und Kommilitonen aus den anderen Medienstudiengängen gelegt. „Bei uns bündeln sich alle Medienkompetenzen unter einem Dach. Studierende können sich früh mit Dozenten aus der Praxis und Medienstudierenden anderer Fächer vernetzen“, so Scheurer, „das muss man nutzen.“ Zu den MFM-Professoren, die im Fach Journalistik lehren, gehören der diesjährige Grimme-Preisträger und „Monitor“-Reporter Prof. Dr. Kim Otto und der ehemalige Direktor des Audi Instituts für Sportkommunikation Prof. Dr. Guido Ellert, der an der Vertiefung Sportjournalismus mitwirkte. Neu berufen wurde Prof. Dr. Andreas

Elter, der 15 Jahre Redaktionspraxis und umfassende Lehrerfahrung mitbringt. Die Berufungsverfahren für weitere Professoren laufen.

Idealismus und kritischen Geist fördern

Ziel des Studiengangs sei es, Studierende auf die gestiegenen Erwartungen an Zusatzkompetenzen vorzubereiten, damit sie ihren eigentlichen Job machen können. „Uns geht es um Qualitätsjournalismus“, betont Prof. Dr. Kim Otto trotz aller Sachzwänge und gebotenen Pragmatismus, denn was Journalisten im Herzen antreiben sollte, seien „Neugier, kritischer Geist und eine gute Portion Idealismus.“

Die Autorin

Jessica Schallack, M. A., hat einen Abschluss der Ludwig-Maximilians-Universität München in Kommunikationswissenschaft und promoviert an der LMU zum Thema Politische Kommunikation. Seit 2007 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Macromedia Fachhochschule der Medien und ist dort im Bereich Hochschulkommunikation tätig.



Der „Fachjournalist“ im Gespräch mit Annika de Buhr

Frau de Buhr, Sie konnten bereits mit 16 Jahren journalistische Erfahrung beim NDR sammeln. Wie kam es dazu? War Journalismus schon immer ihr „Traumberuf“?

Traumberuf – Berufstraum – ja, so nennt man das wohl. Für mich war von Anfang an klar, was ich machen wollte, nämlich als Journalistin zu arbeiten, zu recherchieren, Fragen zu stellen und das den Menschen mitzuteilen, was sie wissen sollen. Da kam es mir gerade recht, dass der NDR mal irgendwann in meinen Sommerferien zwei Europa-Reporter suchte, Menschen, die quasi als freie Mitarbeiter mit Mikrofon durch Europa reisen und davon berichten. Sie haben mich genommen. Ein großes Abenteuer! Aber es hat so gut geklappt, dass sie mich beim Radio wohl behalten hätten. Leider wohnte ich nicht in Hannover, wo das Funkhaus war. Und ich musste ja noch ein bisschen zur Schule gehen... Das allein war mir aber

zu langweilig, deshalb habe ich mit 16 dann bei der Zeitung angefangen, geschrieben und im Fotolabor gearbeitet.

Ihr Einblick in die Medienbranche ist vielfältig: Sie haben bei einer Tageszeitung volontiert und gearbeitet, eine Medienagentur gegründet und waren für eine PR-Agentur tätig. Dann sind Sie zum Fernsehen gekommen. Im Rückblick: Was davon war die spannendste Tätigkeit?

Immer die, die gerade aktuell war. Da kann und will ich gar kein Ranking abgeben. Obwohl es natürlich schon Unterschiede gibt zwischen Print und Fernsehen. Gerade wenn, wie bei mir, die Wurzeln im gedruckten Wort liegen, gilt auf jeden Fall: Wer schreibt, der bleibt. In der Bilanz habe ich aber in jeder beruflichen Situation etwas gelernt, das mir bei den nächsten Stationen geholfen hat.

Wie kam es zum Wechsel von Print zu TV?

Eher unbeabsichtigt. Denn ich fühlte mich im Print zu Hause. Schöne Sätze schreiben, Vorspanne texten, Zeilen machen, Druckerschwärze riechen – herrlich! Und dann kam es vor sieben Jahren so, dass ich über ein Casting schreiben wollte, Assistentinnen für eine Spiel-Show wurden da gesucht. Und der Produzent, Dr. Michael Heiks, sagte dann plötzlich, nachdem ich die Damen bei ihrem Casting die ganze Zeit beobachtet hatte: „Wir machen jetzt teilnehmenden Journalismus. Frau de Buhr geht jetzt auch mal zu unserem Moderator auf die Bühne.“ Erst habe ich mich geweigert, mir dann aber den Spaß gemacht, auf die Bühne zu gehen, dem Moderator das Mikro aus der Hand zu nehmen, um ihm die Fragen zu stellen... Als ich später auf dem Weg in die Redaktion war, klingelte mein Handy. Heiks war dran und sagte: „Wir produzieren einen Piloten fürs ZDF oder 3sat, hätten Sie Lust die Co-Moderation zu übernehmen? Ich hatte und habe zugesagt. Die Sendung wollte keiner – wie so oft. Dafür wollte mich Spiegel TV für XXP, den neuen Informationssender, sofort. Ich bin von jetzt auf gleich mit „Punkt X“, einem täglichen Interview-Format, und dem „Spiegel-Thema“, der Talkrunde montags zum jeweiligen Spiegel-Titel, ins Fernsehen gestartet.“

Welchen Unterschied sehen Sie zwischen einer Nachrichtensendung zur Primetime und einer Nachtsendung?

Primetime ist klassische Vermittlung von Nachrichten. Aktuell, schnell, im besten Fall knackfrisch. Wir in der Nacht können davon ausgehen, dass die Nachrichten unseren Zuschauerinnen und Zuschauern zumindest grob schon bekannt sind. Wir sind deshalb eher für die Einordnung, für die Bewertung, für die Gewichtung zuständig. Was bedeutet die Nachricht im gesamten Kontext? Gibt es eine Vorgeschichte? Sind Auswirkungen für die Zukunft absehbar? Und wenn das Thema es hergibt, haben wir in der Nacht auch den Anspruch, durchaus unterhaltsam zu sein. Wir dürfen auch mal etwas bunter daher kommen, schließlich sollen die Menschen ja wach bleiben, wenn sie uns sehen.

Neben Ihrer Tätigkeit beim ZDF engagieren Sie sich als Mentorin für das Netzwerk „Junge Journalisten“. Wie sieht Ihr Engagement dort genau aus?

Ich bin Tipp- und Ratgeber für junge Journalisten, die ganz am Anfang stehen, die vielleicht schon für die Schülerzeitung geschrieben haben oder die Lokalzeitung und vor der Frage stehen: Wie geht's weiter? Wie stelle ich es an? Studium, Journalistenschule oder lieber gleich Volontariat? Ich schau mir ihre Artikel an, zeige Perspektiven auf, besorge Praktikumsplätze, höre zu, mache Mut. Und das macht mir Freude. Außerdem kann ich mich noch ziemlich gut daran erinnern, wie es war, mit 16, 18 oder 22 Jahren von den Kollegen belächelt zu werden. Ich weiß, wie gut es tut, das mit jemandem besprechen zu können.

Wenn Sie dort den journalistischen Nachwuchs beobachten, gibt es Unterschiede zu Ihrer Anfangszeit als Journalistin?

Ich glaube, ich war einfach etwas früher dran ...

Was geben Sie dem Nachwuchs mit auf den Weg? Was sehen Sie als journalistische Kerntugenden?

Da halte ich es klassisch mit Hajo Friedrichs: Dabei sein, aber nicht dazugehören. Wir sollten uns nicht zu wichtig nehmen, letztlich sind wir ja nicht die Nachricht. Und ganz wichtig finde ich, neugierig zu bleiben und das Staunen nicht zu verlernen. Was ich bei der Tageszeitung gelernt habe: Immer an die Augenhöhe der Leserinnen und Leser zu denken. Ein kleines Beispiel: Mein damaliger Chefredakteur war zu einem Konzert eingeladen. Erste Reihe natürlich, Ehrenplatz. Dann hat er sich mal umgedreht und gesehen, dass zahlendes Publikum weiter hinter sehr unglücklich hinter Säulen saß. Also ist er aufgestanden, hat sich auf diese hinteren Plätze gesetzt und wenig gesehen, dafür aber direkt den Unmut der Menschen gehört. Das war dann die eigentliche Geschichte und nicht das Konzert.

Blogs, Leserreporter, Internet-Fernsehen, Podcasts: Die Medienbranche befindet sich zurzeit im Umbruch. Viele Journalisten sehen durch die neuen Interaktionsmöglichkeiten, die das Internet unter dem Schlagwort „Web 2.0“ jedermann anbietet, ihr Publikations- und Informationsmonopol gefährdet. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

Wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit. Natürlich kann man den Verfall des professionellen Journalismus bejammern. Natürlich war früher alles besser. Aber im Ernst: Diese Entwicklung ist ja auch eine ganz praktische demokratische Teil-

habe an der Mediengestaltung. Da sind die Verlage und Sender kreativ gefordert, dieses offensichtliche Interesse für sich zu nutzen. Viel schlimmer wäre es meines Erachtens, wenn den Menschen die Nachrichten über Gott und die Welt nur noch egal wären.

Eine weitere Entwicklung, die in der Medienbranche heiß diskutiert wird, ist die Rolle des Staates gegenüber der Presse. Die staatsanwaltlichen Ermittlungen gegen 17 Journalisten, die „Cicero“- und die BND-Affäre, die Gefährdung des Informantenschutzes durch die geplante Vorratsdatenspeicherung, all das lässt den Eindruck aufkommen, dass die Pressefreiheit in Deutschland keinen hohen Stellenwert mehr genießt. Wie stehen Sie dazu?

Wir sind hier nicht in Russland, um das mal deutlich zu sagen. Die Pressefreiheit ist bei uns ein hohes Gut. Doch die Beispiele zeigen ja, dass die Politik versucht, durch viele kleine und größere Angriffe dieses hohe Gut auszuhöhlen. Da sind Justiz und Journalismus gleichermaßen gefragt, den Anfängen zu wehren. Was den Politikern vielleicht nicht immer ganz klar ist: Ohne glaubwürdige und kritische Presse sind auch politische Inhalte nicht zu vermitteln. Demokratie ohne freie Presse geht nun mal nicht.

Wie sehen Sie die Entwicklung des Journalismus? Werden in Zukunft mehr Generalisten gebraucht, die alles „ein bisschen“ können? Oder wird die Nachfrage nach Experten mit solidem Fachwissen, aber dafür eingegrenztem Themengebiet, steigen?

Wie heißt es so schön: Prognosen sind deshalb so schwer, weil sie die Zukunft betreffen. Ich glaube, im Lokaljournalismus geht der Trend zur eierlegenden Wollmilchsau. Der Redakteur vor Ort macht den Text, er macht das Foto und er dreht noch einen kleinen Film fürs Internet. Und dann produziert er das alles auch noch von A bis Z in der Redaktion, wenn er vom Termin wieder da ist.

Überregional sind dagegen Experten gefragt, die „special interests“ bedienen können. Deren Leserschaft wird immer kleiner, aber selbst immer fachkundiger. Ob sich diese Fachpublikationen auf Dauer halten können, weiß ich aber auch nicht. Und das Internet kann gar nicht überschätzt werden. Hier liegt ein gewaltiger Steinbruch an Informationen, deren Auswertung und Aufarbeitung eine journalistische Aufgabe ist. Für eigene Recherchen bleibt dem normalen User doch gar nicht mehr die Zeit.

Letzte Frage: Sie sind seit Januar Mitglied des DFJV. Wie sind Sie auf den Verband aufmerksam geworden und warum sind Sie Mitglied geworden?

Ich habe von Kollegen gehört, dass sie Mitglied im DFJV und mit der Arbeit des Verbandes sehr zufrieden sind. Und da dachte ich, ich höre mal ausnahmsweise auf die lieben Kollegen ...

Die Gesprächspartnerin

Annika de Buhr wurde am 1. April 1972 in Hannover geboren. Nach dem Abitur machte sie sich mit einer Presseagentur selbstständig, zeitgleich studierte sie Politikwissenschaft und Germanistik an der Universität Oldenburg und der Universität Hannover. Ebenfalls während des Studiums volontierte sie bei einer Tageszeitung, arbeitete viele Jahre als Redakteurin sowie für eine PR-Agentur. 2001 wechselte sie zum Fernsehen und moderierte bis 2005 mehrere Interview-Magazine und Sendungen bei XXP/Spiegel TV. Nach einer kurzen Station als Anchor Woman der Hauptnachrichten bei Vox führte ihr Weg im Mai 2005 zum ZDF, wo sie seitdem unter anderem „heute nacht“ moderiert. Seit 2006 präsentiert sie auf Focus Gesundheit auch „in vivo – Das Magazin der Deutschen Krebshilfe“. Annika de Buhr ist seit Januar 2007 Mitglied des DFJV.

